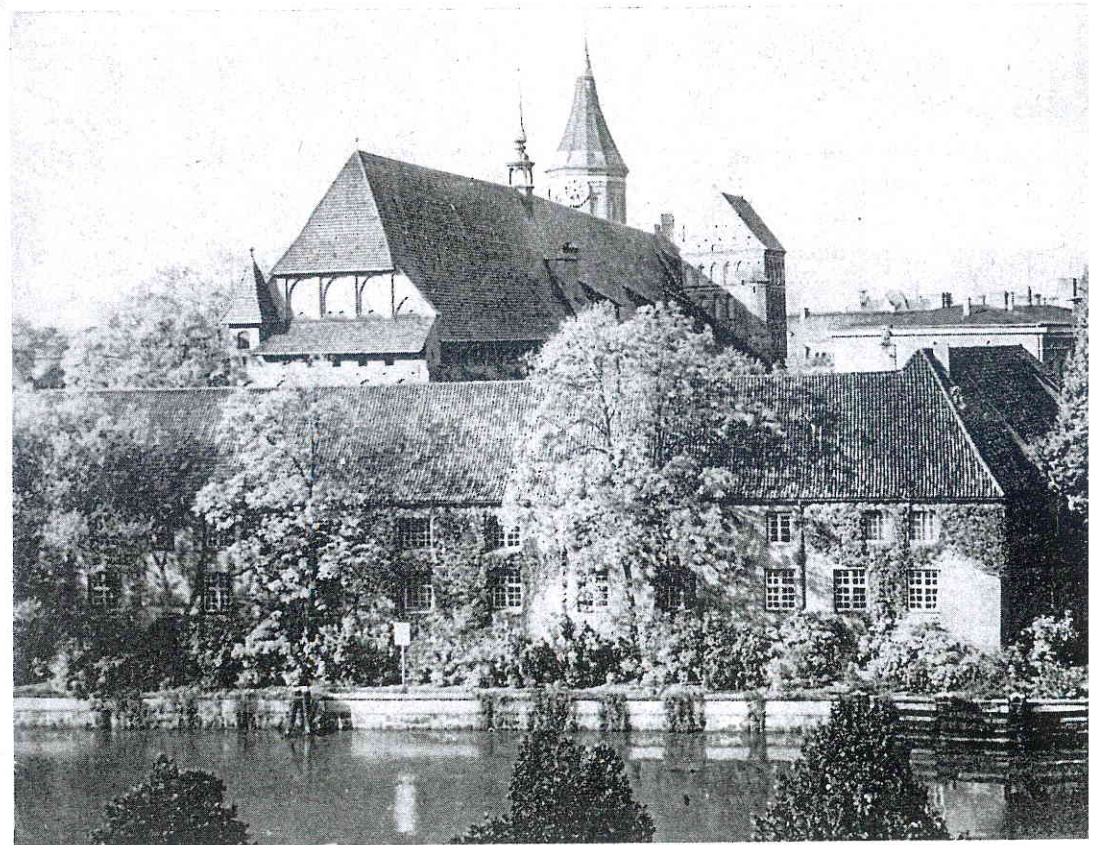


AGNES MIEGEL

Zu ihrem 80. Geburtstag am 9. März 1959



Herausgegeben von der Landsmannschaft Ostpreußen, Abteilung „Kultur“
in Zusammenarbeit mit Frau Dr. Anni Piorreck

Dank der freundlichen Genehmigung des Eugen Diederichs Verlages, Düsseldorf-Köln, bei dem das Gesamtwerk von Agnes Miegel erschienen ist, enthalten diese Arbeitsblätter zur Gestaltung einer Agnes-Miegel-Feier eine reichhaltige Auswahl aus dem Schaffen der Dichterin.

Neuaufgelegt 1963

Druck: Gerhard Rautenberg, Glückstadt

GELEITWORT

Am 9. März dieses Jahres wird Agnes Miegel 80 Jahre alt. Das ist für viele Ostpreußen wahrlich ein Grund, diesen Geburtstag zu feiern

in dankbarer Freude darüber, daß unsere ostpreußische Dichterin trotz ihres hohen Alters damals vor vierzehn Jahren alle Gefahren der Vertreibung, der Internierung im dänischen Flüchtlingslager und der schweren Nachkriegszeit gesund überstanden hat, und daß sie immer bei der Weltgeltung ihres Namens sich ganz der ostpreußischen Heimat und ihren Landsleuten zugehörig fühlt und wirklich „unser“ ist,

zum anderen voller Stolz, daß sie ihre Dichtung unser Land in seiner ganzen Schönheit und Weite eingefangen und seine Menschen im Tiefsten und Besten ihres Wesens bestätigt hat.

Vor einer jeden Geburtstagsfeier pflegt man zu überlegen, über welche Gabe sich das Geburtstagskind wohl am meisten freuen könnte.

Von den selbstverständlichen Gaben des Herzens soll es bei uns vor allem die nie ermüdende Bereitschaft sein, ihre Dichtungen zu lesen, immer tiefer in sie einzudringen und sie sich wirklich ganz zu eigen zu machen, damit ihr „Werk weiterleben wird in den Kommenden.“

Es ist der Sinn dieses Arbeitsbriefes, auf solche Weise diese Geburtstagsfeier vorzubereiten, bei der eigentlich wir die tausendfach Beschenkten sein werden. Möge es überall in Stadt und Land eine richtige Feierstunde für unsere ostpreußische Dichterin werden, die bei allem großen Ruhm zugleich auch einer der geliebtesten Menschen unserer Zeit ist.



Agnes Miegel erzählt aus ihrem Leben

Ich bin am 9. März 1879 in Königsberg in Preußen geboren, in dem ältesten Teil der Stadt, der Kaufmannsinsel des Kneiphofes, nahe dem alten Rathaus und näher noch zu dem Ordensdom. Nur die Schmiedebrücke trennte mich vom bunten Treiben des Fischmarktes und dem Kai der Gemüsekähne. Bis dorthin scholl der frohe Lärm des Marktes unter dem mächtigen grauen Schloß mit dem spitzen roten Turm. Dahinter dehnte sich mit grünumbushtem Ufer der Schloßteich, da lagen die Kirchen und Stiftshäuser meiner reformierten Vorfahren, da stand die schöne große Universität, und über einem tiefliegenden verwunschenen Garten lag damals noch das Wohnhaus Kants.

Die Meinen, die ich kannte und liebte, lebten im Gefüge dieser Stadt wie die Bienen in ihrem Stock; und so wuchs auch ich in ihr auf, so mit ihr verwachsen, so erfüllt von ihrem Leben, daß ich mir bis heute in meinem Alter keine andere Vaterstadt denken kann als diese, gleich Troja in Blut und Jammer vergangene alte Haupt- und Residenzstadt Königsberg. Sie war mir Bilderbuch, Kindermuhme, Märchen-

erzählerin und Ahne. Aber bei aller Liebe zu ihrer Vielfalt, bei aller tief eingeborenen Liebe zu dem grünen Bauern- und Pferdeland, dessen Herz sie war, lockte sie doch immer wieder in die Ferne mit den Flaggen ihrer Schiffe, die vor den bunten alten Fachwerkspeichern der Lastadie oder des Hafenkais lagen.

Vorerst aber führte mich mein Weg nach der Schulzeit nur bis nach Thüringen. Ich bin noch heute dankbar, daß ich, wie viele andere Ostpreußen, nicht ins Ausland, sondern nach Weimar kam. Es war das Weimar Carl Alexanders, der die große alte Tradition treu bewahrte. Und da ich in einer musikfrohen Stadt und ebenso musikfrohen und theaterbegeisterten Verwandtschaft aufgewachsen war, erfüllte mich das Neue, das hier zu mir sprach, mit einer bis dahin unbekannten Begeisterung, aus der heraus ich damals meine ersten Verse schrieb. Keiner der Meinen, ich selbst am wenigsten, hätte damals geglaubt, daß ich mich je zu den Dichtern rechnen würde.

Erst auf Zureden einer Freundin, deren Zuspruch und sanftes Wesen mich durch diese Weimarer Zeit geleitet hatten, sandte ich ein erstes Gedicht an den Kritiker einer großen Zeitschrift. Ich erhielt ein ermunterndes Schreiben und wagte es nun, mich zu meiner Gabe zu bekennen. Mehr aber noch war es wohl das erste im Jahr darauf von dieser Zeitschrift für mein Gedicht „Elfkönig“ eingegangene Honorar, das mich, und vielleicht auch die Meinen, in der Ansicht bestärkte, das Dichten liege mir doch besser als etwa Malen.

Da mir dies doch ein recht ungewisser Erwerb schien, hätte ich sehr gern meine Lehrzeit in einem großen Kinder-Krankenhaus durchgemacht. Ich konnte mich aber nicht entschließen, Schwester zu werden, da ich vor „großen Kranken“ Scheu verspürte. So schien es für mich als damals einzig möglichen Beruf nur noch den der Lehrerin zu geben. Ich wurde also einer lieben früheren Schulkameradin ins Ausland mitgegeben, um unter ihrer Obhut erst einmal gründlich die fremden Sprachen zu erlernen.

Das Schicksal meinte es freundlich mit mir, daß es mich durch sie gerade nach England führte. Die schöne Landschaft Westenglands, die große Geschichte des Landes, alles stürmte auf mich ein wie etwas immer Ersehntes, endlich Wiedergefundenes, das etwas in mir aus einem Bann befreite. Nun schrieb ich, was mich erfüllte, in Versen nieder. Den Gedichten, die von mir in dem damals mehrmals erschienenen „Göttinger Musenalmanach“ standen, verdanke ich nicht nur einen ersten kleinen Leserkreis, sondern auch meine Lebensfreundschaft mit der Bückeburger Dichterin Lulu von Strauß und Torney.

Als ich mich dann, wieder in Deutschland, entschloß, doch noch einmal einen Gedichtband herauszubringen, wandte ich mich an den Eugen-Diederichs-Verlag. Man kam mir dort auf das freundlichste entgegen, doch war jahrelang meine Scheu vor der mächtigen Persönlichkeit seines Gründers sehr groß. Erst lange, nachdem meine Freundin seine Gattin geworden war und ich in dem schönen Verlegerhaus der beiden in Jena glücklichste Besuchszeiten verlebt hatte, wagte ich ihm gegenüber meine schüchterne Meinung über mein eigenes Schaffen zu äußern.

Doch kam das alles erst viel später. In der Ausbildung zu dem mir bestimmten Lehrerinnendasein fühlte ich bald, daß ich wohl keine pädagogische Begabung besaß. Aus diesem Zwiespalt und diesem stillen Kampf riß mich die schwere Erkrankung meiner Mutter heraus. Es folgten stille Jahre, in denen ich nur noch für die Nächsten da war, kaum Zeit zu eigenem Lernen oder gar Schreiben hatte, bis ich dann, als nicht nur meine Eltern, auch fast alle meine näheren Verwandten dahin-

gegangen waren, an die Redaktion einer Heimatzeitung kam. Es war eine neue Lehrzeit und keine ganz leichte. In ihr entdeckte ich eine neue Liebe — die für kleine Schilderungen aus dem Leben meiner Heimat. Damit erwarb ich mir bei den Lesern dieser Zeitung, besonders unter den Landfrauen und der Jugend meiner Heimat, einen treuen Leserkreis, der mir auch folgte, als ich neben diesen Feuilletons auch zu größeren Prosaarbeiten den Mut faßte und als die Themen meiner Dichtungen ein immer weiteres Gebiet umfaßten.

Kriegsjahre und Flucht aus der Heimat machten dieser Tätigkeit ein Ende. Sie beendeten auch die Lesefahrten, die ich darum liebte, weil ich durch sie immer wieder mit neuen Menschen in Verbindung, immer wieder in andere Gegenden Deutschlands kam — um immer wieder dankbaren Herzens in meine Vaterstadt heimzukehren, die ich mit jedem Jahr tiefer lieben lernte. Und die ich dann im Spätsommer 1944 unter den Bomben verglühen sah — so daß es schon nicht mehr die Stadt meiner Kinderzeit war, die ich dann Ende Februar 1945 mit Freunden und Nachbarn verließ. Eine neue Lehr- und Wanderzeit begann, die mich über das große Flüchtlingslager in Dänemark nach Niedersachsen führte, in ein Land, das ich durch teuerste Freunde, denen es Heimat war und die nun schon lange in ihm ruhen, als meine Altersheimat liebte, wie ich es einst, als ich hier auf meinen Wanderfahrten alljährlich Rast machte, immer „meine kleine Heimat“ nannte. Und doch weiß ich, daß die beste Pflegemutter nie so tief, so über Trennung und Tod hinaus geliebt wird wie die Mutter, die uns geboren hat, wie mein Heimatland Ostpreußen und meine tiefer als Vineta versunkene alte Vaterstadt Königsberg!

Mit freundlicher Genehmigung der DEUTSCHEN PHILIPS GMBH wurde der „Lebensbericht“ der Dichterin der Langspielplatte „Heimatland Ostpreußen“ (Nr. N 00 989 R) als Nachdruck entnommen.

Wunderbar verwebt, der uns erschuf

Wunderbar verwebt, der uns erschuf,
In den bunten Teppich unsres Lebens
Lichten Traum und dunkle Wirklichkeit.
Und wir wissen erst beim letzten Ruf:
Keinen dieser Fäden wob vergebens
Seine Hand in diese bunten Streifen,
Die gemach enträtselnd wir begreifen
Erst im Lichte Seiner Ewigkeit!



Morgendämmerung

Der nasse Schnee krümelt durch den nebligen Märzorgen. Der Wind kommt stoßweise und schon mit einem ersten Frühlingshauch vom Hafen her über die Giebel der schmalen hohen Häuser. Immer, wenn er aussetzt, hört man das schwere schwingende Dröhnen der Domglocken, die härteren Glocken, des Schloßturms klingen manchmal dazwischen. Durch die engen, glitschig feuchten Gassen kommen ein paar Frauchen, ein paar Konfirmanden mit Gesangbüchern — sonst ist alles sonntagsstill und verschlafen, hier und da sind noch die braunen und grünen Rouleaus vor den Fenstern, und an der offenen Ladentür von Koppke Blells Nachfolger steht gähnend der jüngste Lehrling und mault hinüber nach dem heut geschlossenen Seifenladen. Er möchte so gern hinüberlaufen in die Schuhgasse und die Brandstelle von heute nacht sehen. Fein war's, als die Schnarre rasselte und der Feuerruf durch die Gassen gellte und das Geschrei von Fenster zu Fenster und dann das Hufgeklapper der Feuerwehrgespanne, das Räderrollen und der rote Gleisch der Fackeln mit dem wütenden Geklingel unten vorbeisauste! Ein ganzer Giebel mitsamt dem Trockenwalm ist abgebrannt, alles was auf dem Boden war an Betten und Wäsche — und er hat nicht hindürfen und zusehen. Kann bloß so aufschnappen, was die Aufwärterin von dem alten Herrn drüben beim Sirupkaufen sich mit der Köchin von Justizrats (zehn Blatt Gelatine, eine Zitrone — immer neumodisch und nobel —) erzählen. In dem Eckhaus gegenüber dem Feuer, die junge Frau soll vor Schreck gleich niedergekommen sein. Richtig, die dicke Tine, die so niederungsch spricht, ist auch heut gar nichts holen gekommen, ihre Frau muß wohl sehr krank sein. „Was wird denn aus so e Wurm?“ hat die Alte gesagt und den Sirup vom Schmeckfinger geleckt.

Ja, was wird draus? Vorläufig liegt es fest eingebündelt in kreuzweis geschnürte Wickelbänder unter einem hohen weichen Daunenzudeck in einem großen schneeweiß gestrichenen Korbwagen mit dunkelblauen Schnörkeln und dunkelblauen Gardinchen in der warmen Ecke zwischen dem großen Wäschespind aus Zuckerkistenholz und dem lilaglasierten Kachelofen, aus dessen Messingröhrentür es nach Fenchel- und Kamillentee duftet, und schläft den tiefen Druselschlaf des Neugeborenen. Gar nicht gestört von der Tatsache, daß es kein kleiner „Carl“ ist, wie man von ihm erwartete. Auch nicht bewegt von dem Schrecken der Hebamme über seine Winzigkeit, die ihm bei den Seinen nur nützte und einigermaßen den Nicht-Carl gutmachte. Denn sie sind in des Vaters Familie durch Generationen so auf die Welt — richtiger gesagt, nach Preußen — gekommen, über die Maßen klein und spinnendünn, ganz anders als die kugelrunden rosigen kleinen Landkinder in der kinderreichen Verwandtschaft der jungen Mutter, die viel zu müde ist, um sich über dies Untererdchen zu verwundern und es nach langen Krankheitswochen erst sehen wird, wenn es fett und behaglich auf dem Arm seiner braunen Amme sitzt.

Vorläufig betrachten es zwei alte Damen mit Wellenscheiteln, die alle fünf Minuten die blauen Gardinchen aufheben, aufs freundlichste lächelnd, wenn sie auch jedesmal dazu ein bißchen seufzen und leise sagen: „ein Mädchen.“ Das heißt, die eine sagt es, die jüngere und immer noch zierliche und ganz sichtbar hübschere in dem tabakbraunen Taftkleid. Die andere sagt: „Na, wenn sie nur nicht auch Caroline heißen braucht! —“ und rührt gedankenvoll in der Kaffeetasche, die vor ihr auf dem breiten Fensterbrett steht. Der Kaffeeduft quillt durch die ganze Wohnung, er ist stärker als der Fenchel- und Kamillenduft, als der weichliche Geruch nach warmem Badewasser und Rosenseife, als ein deutlich spürbarer Geruch nach Karbol. Mit diesem kommt er aus der halbangelehnten Tür des Zwischenzimmers, wo Frau Neubauer

im sanften Licht der blauen Glaslampe neben dem eschenen Bett der unruhig atmen- den Wöchnerin in einem der roten Ripssessel aus der guten Stube sitzt und aus der großen Bunzlauer Kanne, die auf dem Rokotischchen neben ihr steht, sich immer wieder einschenkt. Aber man merkt, daß dieser Kaffee, so prima die Sorte, für Frau Neubauer keinen reinen Genuß bedeutet, sie gießt in Gedanken noch zu, als der blau und gelb gewürfelte Krug halbvoll ist. Sie seufzt und schüttelt den Kopf — sie hat ein gutes großes Muttergesicht mit sonderbar hellen ernsthaften Augen —, und dann nimmt sie die Kaffeekanne und eine braune Schale, in der auf einem Frieslappen Eisstückchen schmelzen, und steht sehr leise auf.

Als sie lautlos auf ihren Filzschuhen durch die Wohnstube kommt, nicken ihr die beiden alten Damen zu. „Na, wir werden uns hier noch öfters sehen“, sagt die ältere vergnügt. Sie hält grade eine Strähne weißer Wolle auf den zierlichen beweglichen Händen, und die Schwester wickelt mit höchster Gewandtheit ein kunstreiches Knäuel. Auch sie lächelt ein bißchen und blickt über die Brille nach der Hebamme. Die bleibt unhöflich ernst. „Wie Liebes Gottchen will“, antwortet ihre immer müde leise Stimme. Sie geht in das nächste Zimmer, das kleine Kontor des Hausherrn. Er sitzt am weitausgezogenen Sekretär und schreibt. Die Feder in dem Korkhalter gleitet mit leisem Kreischen über das blanke Papier mit dem Firmendruck. Schrägauf fliegen die engen Zeilen vor Freude. Die Neubauer sieht einen Augenblick lang zu. Er hat sie nicht gehört. Sehr grau ist sein dichtes lockiges Haar in dem kalten Morgenlicht. Sehr grau schimmert schon der dunkle Kaiser-Wilhelm-Bart. Er lächelt still vor sich hin. Das Lächeln und die rasche Art, wie er sich umwendet, als nach eiligem Klopfen die niederungische Tine in der andern Tür erscheint, und der warme Aufblick der sonderbar strahlenden braunen Augen, die gerade wie die grauen Augen seiner Schwester über die Stahlbrille herübersehen, alles hat bei dem breit-schultrigen älteren Mann etwas Reines, Kindliches und Lebhaft-Heiteres. Süddeutsch, würde die Neubauer denken oder südlich, wenn ihr das ein Begriff wäre. So blickt sie nur nach ihm hin mit ihrem klugen durchdringenden Mutterblick und nickt ganz leise. Er sieht es nicht, und die von Überwachtheit und Herdfeuer hochrote Tine auch nicht, als sie jetzt mit vergnügtem Grienien sagt: „De Prachersch. Beide.“

„So, so.“ Er lacht, ein ganz leises, wunderbar behagliches und ansteckendes Lachen und steht auf. Umständlich schließt er oben im Sekretär das Geldfach auf und nimmt aus dem grünen Drahtkörbchen zwei blanke Taler. Er schließt ebenso sorgfältig ab, schiebt den Stuhl genau an den Sekretär, spritzt die Feder aus, will sie an der Innenseite der Jacke auswaschen, besinnt sich, daß es der lange Sonntagsrock ist, sucht nach dem ledernen Tintenwischer, legt die sorgfältig gereinigte Feder genau zwischen den spitzen Faberstift und den Blaustift quer vor den Löscher, macht noch in dem Doppelfenster die Winterraute auf, ergreift sein ungewöhnlich großes, blendend weißes Taschentuch, das bisher auf dem Fensterbrett neben einem aufgeschlagenen Band „Boz, Klein-Dorrit“ lag, und ist nun bereit, den beiden, der Neubauer und der Tine, die geduldig der Abwicklung dieser Hausordnung zusehen, voran in die Küche zu gehen, deren Tür die Tine schon aufklinkt.

Es ist eine der alten schmalen stockdüstern Küchen, die von der steilen Treppe nur durch eine wacklige Glastür getrennt ist, durch deren bunte geschliffene Scheiben man draußen schon das Flackern des Feuers unter dem tiefen Herdmantel, das Blinken der Messingkessel auf seinem Rand und das warme Licht des kleinen Lämpchens mit dem Blechschild sieht, das links an dem weitvorspringenden Schlotpfiler hängt. Unter dem Lämpchen steht der weißgescheuerte große Küchentisch, und an ihm sitzen die beiden Hauspracher, die zu jedem Sonntagsmorgen nach dem Monats- ersten gehören — die christliche und der jüdische.

Die christliche, die Großsche, ein mageres Gespenstchen, unter dessen schwarzem gestricktem Kopftuch zwei unruhige vergißmeinnichtblaue Augen schlaun und schnell herumflitzen, um sich plötzlich blöde zu stellen und zu schließen, als ob sie wunder wie erschöpft ist, mummelt eben an einem Laibkuchen, dessen Zuckerguß sie erst mit der spitzen Nase genau beschnüffelt hat. Es riecht nach Rosenwasser, „von Popp“, sagt sie zufrieden. Aber dann knurrt sie: „eigentlich müßt Fladen sein!“ Aber dann stipt sie den Kuchen tief in den Kaffeetopf, in den sie sich noch ordentlich Schmand aus dem Ringeltopf gegossen hat, als die Tine im Kontor war. Mit brauner Muskebade hat sie sich schon vorher reichlich aus der Steingutkruke versorgt. Ihr Gegenüber — sie sitzt auf der Bank vor dem braungeblühten Vorhang, hinter dem die Besen hängen, der alte, weißbärtige Mann im geflickten Schafspelz auf dem hohen, weißlichten Leiterstuhl — hat ein großes Franzbrot in der braunen Gichthand und vor sich ein uraltes geschliffenes Bierglas mit dünnem Tee, den er pustet und in kleinen Schlückchen schlürft. Er steht auf und verbeugt sich nicht ohne Würde, als der Hausherr zu ihnen tritt. Die Großsche stützt sich bloß auf die Tischkante und stöhnt, als ob Aufrichten über ihre Kraft ginge. Ihre Lider klappen herunter, sie hat schon die Taler in der kleinen, zartfingrigen Hand blinken gesehen. „Ich habe gehört“, sagte der Greis, er spricht langsam, ein wenig singend, mit einem tiefen Ch-Laut, „heute nacht“ — seine großen, von hohem Alter ausgeblichenen Augen sehen in das warme, fröhliche, schöne Gesicht über ihm, forschend, väterlich fast, fragt er mit ganz leisem Zögern: „Ein Sohn?“

Einen kleinen Augenblick lang ist es still. Der Märzwind stößt heulend in den Schlot, Funken stieben aus der Herdtür, der Dampf wirbelt zischend aus der Tülle des zinnernen Teekessels. Dann sagt der Hausherr langsam: „Ein Mädchen.“

„Ich gratuliere dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau und die junge Tochter und wünsche von ganzem Herzen!“ Die Großsche leiert mit größter Eile ihren Glückwunsch. Ihre Augen saugen sich an der Hand mit dem Taler fest. Na endlich. Sie drückt die dünnen Hühnerpfoten zärtlich um das Geld und steckt es schnell in die große Hängetasche unter der Blaudruckschürze. Ihren Spruch betet sie nicht weiter her, sondern wendet sich ihrem Kaffee zu, nachdem sie Tine durch Augenblinzeln und Schniefen darauf aufmerksam gemacht hat, daß die ihr nachgießt. Sie sieht der Hebamme zu, die überm Spüleimer die Schüssel reinigt, ist aber so mit wandernden Äugeln eifrig dabei, den beiden Männern zuzuhören. Der Alte streicht den Bart. Er hat auch schon seinen Taler und hat ihn ruhig mit einem leisen „Massel Tow“ in die Brusttasche des Pelzes getan. Nun sagt er langsam, und seine Augen blicken über den funkelnden Kessel in das Rußdunkel des Herdmantels und sein verwittertes Gesicht wird still, groß und friedevoll, weise wie das der alten Frau, die gerade die braune irdene Schüssel aus der Wassertonne in der Ecke füllt und ihn aufmerksam anblickt, — „Eine Tochter kann viel Freude machen“, sagt er. „Und ein Sohn viel Kummer.“ Sein Haupt sinkt auf die Brust. Dann schüttelt er sich als ob ihn friert, wie es sehr alte Leute nach einem kurzen Schlaf tun, neigt sich noch einmal, greift nach seinem Stock und ist auf einmal fort. Nur die Glastür klirrt noch ein bißchen.

Der Tine ist es ungemütlich: „Ei, was unser Puppche all gekriegt hat!“ schreit sie mit ihrer heisren Stimme. „E Ballstrauß!“ Und sie zeigt auf dem Küchenbort einen schon recht welken Strauß mit festgedrahteten Rosen und Parmaveilchen in runder, weißer Papiermanschette. „Den hat die jnädje Frau Fast dem Herrn jegeben für unsre kleine Marjell — se tanzen jrad dem Kotillon, wie er nach Eis lief!“ „Erbarmung!“ meint die Großsche und fischt nochmal ordentlich mit dem Lindenholz-

löffel in der Muskebadekruke, denn der Herr steht schon an der Tür und flüstert nur mit der Neubauer, die sich von Tine kleine Tücher geben läßt und sie zu Kompressen faltet. „Erbarmung! Bei Feuerlärm gekommen und so e Heemske und denn noch e Strauß wie fürm Sarg — na wenn das leben bleibt. —“

Die Neubauer ist wieder in die Wohnstube gegangen, und die jüngere Tante schlägt Maschen auf zu einem warmen Jäckchen, und die ältere probiert mit einem langen Wollfaden, ob sie noch „abheben“ kann wie vor sechzig Jahren in der Ecole am Schiefen Berg und murmelt: „Bis sie mit der Nase auf den Tisch reicht — nur solange noch!“

Nebenan der Hausherr steht am Fenster im Kontor. Er sieht durch die offene Winterraute nach den zerrissenen Wolken drüben über dem hohen Giebel, über dem ausgebrannten Nebenhaus mit den schwarzverkohlten Balken, den leeren, zersprungenen Fenstern. Ein paar feuchte Flocken wirbeln herein, zergehen auf seiner Stirn. Das Morgengeläut im Dom klingt sachte aus. Ein tiefer Glockenklang dröhnt zitternd wie sommerlicher Hummelsang nach. Er wartet, ob noch einer kommt.

Nein, es war der allerletzte.
Und er schließt das Fenster.

Der Wiesengrund

Am Wasser bin ich geboren, auf der Pregelinsel am Dom von Königsberg, und vom Wasser, aus der Oderniederung, kamen die, deren Namen ich trage. Doch die meisten meiner Vorfahren mußten noch viel weiter wandern, ehe sie hier oben in Preußen ihre neue Heimat fanden und an den sachten Flüssen, den weiten Seen, ihre im Wiesenfrieden sprudelnden Gebirgsflüsse, Rebenhänge oder Gebirgstäler vergaßen.

Solange mein kleines Herz denken konnte, verbrachten wir den Sommer an der See — das meinte warmen Sand, flimmerndes Licht, strahlende Bläue und allgegenwärtiges Brausen — oder in dem kleinen Vorort am Landgraben, wo an dem alten Kiefernwald eine Reihe grünumrankter Holzhäuser immer die gleichen Sommergäste aufnahm, lauter junge Mamas mit vielen kleinen Kindern, Tanten, Großmamas und einem allabendlich im Wägelchen mit anderen Vätern heimkehrenden Papa.

Dieses Mal hatten meine Eltern sich auf einem Himmelfahrtsausflug in die Schönheit eines Dorfes verliebt, das wie auf einer großen Lichtung zwischen dem riesigen Staatsforst und dem schmalen Laubwald lag, der den Park einer großen Ständesherrschaft mit dem Rokokogarten des zweiten Majoratsgutes verband. Durch Zufall fanden sie eine Wohnung in einem kleinen Haus gegenüber dem Laubenhaus des Schulzen, vor dem uralte Linden standen, ganz nahe der Pfarre und dem Friedhof, dessen weißgekalkte, schindelgedeckte Mauer auf dem hohen Rasenhang mir und meinem Vetterchen als Frau Holles Backofen erschien. Es war ein von Erleben überquellender Feiertag. Ich sah zum erstenmal mit Bewußtsein die Herrlichkeit eines blühenden Obstbaumes, in den die Abendsonne schien, sah grüne Felder, einen blauen See zwischen umbuschten Hügeln, war übermüdet und selig und konnte gar nicht den Junitag erwarten, an dem wir richtig hinauszogen. Es war ein Umzug, der unser ganzes Haus auf den Kopf stellte. Wir mußten in diesen Landfrieden, wo auf Meilen kein Laden war, alles mitnehmen, auch jedes Möbelstück. Und als wir vom Wagen kletterten, waren wir alle todmüde, sahen uns kaum um, packten nur



das Nötigste aus und sanken dann in den kleinen stickigen Stuben in unseren alten Spannbetten, deren Kissen durch die seidenweichen Leinen nach Kampfer und Lavendel rochen, in einen bleiernen Schlaf.

Am Morgen war ich verwundert, beim Erwachen schon alles in leidlicher Ordnung zu sehen. In der kleinen Küche wippte der messingne Perpendikel der alten Küchenuhr, es duftete nach Kaffee. Die Mama deckte auf dem Verandachen den Frühstückstisch. Ihre blonden Schläfenlocken wehten im Morgenwind, sie klatschte in die Hände, daß ihr Granatarmband blitzte, und rief: „Beeilt euch! Hier ist die Kanne, ihr müßt nach Milch gehen und zum Bäcker, heut gibt's frische Semmeln! Drüben beim Schneider ist's, überm Bach, durch den Garten!“

So flink ging's mit dem Aufstehen, aber es war festlich wie am Sonntag. „Hört bloß die Schwalben!“ rief Tante Lusche. „Es riecht noch nach Flieder!“, und sie lief von dem halbausgepackten Wäschekorb ans Fenster, um den Duft einzusaugen. Ich wollte das auch, aber da hatte ich schon ein Körbchen am Arm, und Johchen, mein junges Kindermädchen, bekam die Kanne und dann das abgezählte Geld, und die Mama schob uns zur Tür hinaus in die helle Morgensonne.

Wir liefen den Weg hinab zwischen kleinen Buchseinfassungen, in denen Vergißmeinnicht und rote Tausendschönchen blühten und weiches Marienblatt und graues Mauseohr die langen Gemüsebeete säumten, in denen die Johannis- und Christorbeersträucher standen. Dann kam ein Wiesenhang mit verblühenden Apfelbäumen, dann niedriges Gebüsch, aus dem frische Feuchte aufstieg und gurgelndes Plätschern, zu dem ein kleiner weißer Fußweg führte, der in einen schmalen Holzsteg mündete.

Der Steg zitterte und schwankte ein bißchen unter unsern leichten Füßen, er war sonnenwarm und rissig, Sand lag in seinen Ritzen, zwischen den beiden Eichenschwarten sah man das Wasser. Ein schmaler Dorfbach war es, stark fließend, tief und sehr klar. Man sah die Steine auf dem Grund mit dem langgekämmten grünen Algenhaar, sah kleine Fische wie Schatten drin wirbeln, sah das Licht blitzen und Gras und Erlenzweige am ausgehöhlten Uferrand, halb mitgerissen, feucht übersprüht, aufglänzend im Licht, sich drüber neigen. Es sang und gurgelte gegen Ufer und Pfosten, es schwatzte und rauschte. Und als ich aufblickte von dem funkelnden Strudel, sah ich Hügel an Hügel, Obstgarten an Obstgarten, sah Stroh- und Schindeldächer und zarte Rauchsäulen darüber.

„Das Körbchen!“ rief Joh. „Halt es fest! Kuck nicht so ins Wasser!“ und sie hielt mich an der flatternden Schürze und zog mich mit sich. Doch ich drehte mich um und sah noch einmal vom Steg in den Bach und auf das Hügeldorf und auf das Wasser. Nicht überrascht, nicht einmal jäh entzückt wie am Himmelfahrtstag von dem blühenden Baum. Sondern sicher beglückt, wie einer es ist, der für immer sein Eigentum wiedergefunden hat, das ihm lange verloren war — den Wiesengrund des Gebirgsdorfes am sprudelnden Bach, dessen Lied und Licht in meinem Blut geschlafen hatte, bis es auf diesem Steg wieder erwachte, — um nur noch einmal und dann für immer vergessen zu werden.

Das Lied des Nöck

Wenn es jemand an der Wiege nicht vorgesungen wurde, daß er unter die Dichter gehen würde, dann war ich es. Meine Vorfahren von Vaters Seite, die alle brave Kaufleute und preußische Beamte gewesen sind, und die von Mutters Seite tüchtige Landwirte aus der Niederung, hätten sich im Sarg gedreht, wenn sie geahnt hätten, daß die Letzte, die ihre Reihe schloß — schon schlimm genug, daß es kein Junge war —, so etwas vorhätte. Ich gab auch durch keine absonderliche Begabung zu solchen Befürchtungen Anlaß, sah aus wie ein in die Stadt verschlagenes richtiges Landkind, war es auch in allen Neigungen und fand alles andre in dieser Welt wichtiger als den Weg zur Bücherweisheit. Auf einer Fußbank am Herd stehend, damit ich in den kochenden Kochtopf sehen konnte, lernte ich die Herstellung der ostpreußischen Mus in ihren Spielarten: Klunkermus, Kleckermus, Schlichtmus und Atlasmus, sehr viel früher und besser beherrschen als das mit soviel Schlingen und Fußangeln versehene Verb avoir. Bei diesem abendlichen Kochkursus — denn damals gab's abends immer Mehlsuppe — lernte ich in der schummrigen Küche von unseren sangesfrohen Mädchen eine Fülle schöner Lieder mit unendlich vielen Versen. Je länger das Lied war, je trauriger es anfang, desto besser gefiel es uns.

Auch erzählten wir uns Gruselgeschichten, so von dem Gespenst, das in jener Wohnung im Flur umging und manchmal auch in der Küche mit den Stürzen rasselte. Das Lämpchen qualmte dazu unterm Herdmantel, die Suppe brodelte und dampfte, und wir fühlten uns nur geborgen, weil der kleine Haushund so gemütlich neben dem Holz unterm Herd schnarchte. Dann sprachen wir zur Beruhigung von allerlei Zukunftsplänen. Lina wollte einen Witmann heiraten, aber ich wollte nicht heiraten, weder einen Witwer noch einen Jungen. Ich hatte so etwas wie ein Ideal. Und dieses Wunschbild, sorgsam gehütet in verschwiegener Brust, hieß Rosenfeld am Altstädter Markt. Nicht der Gewürzkram hinten, so verlockend er auch war mit blauen Tüten, Pflaumen und Kaffeeegeruch. Ach nein — vorne der Butterladen mit der Freitreppe, mit dem blauen Blechzuckerhut, mit seiner gediegenen mennonitischen Einfachheit und weißgescheuerten Sauberkeit, mit der blitzenden Messingwaage, den großen Fässern mit Butter, der Preistafel darüber zwischen den Eichenborden, mit dem schnurrenden Kätzchen an der Kellertreppe — dieser Laden hatte es mir angetan. Dort Verkäuferin zu sein im blaubunten Waschkleid, mit der feuchten geriefelten Holzklatsche die fette Faßbutter aufs Pergamentpapier zu schlagen, sie abzuwiegen, dann das Papier so zu falten, daß die Firma kornblumenblau auf goldgelb prangte, — „noch etwas Schmalz, junge Frau?“ — und sie dann, noch einmal in braunes Papier gehüllt, der Käuferin in den braunen Korb zu schieben, dazu das ganze Menschen-gewoge der Markttage draußen und im Laden zweimal in der Woche mitzuerleben, das erschien mir als das einzig erstrebenswerte Lebensziel. Und so schien mir mein Weg deutlich genug vorgezeichnet, bis mich etwas ganz aus der Bahn warf.

Eine ungeahnt gute Zensur und eine auf den freudigen Schreck zu buchende allgemeine Artigkeit verschafften mir eine besondere Belohnung, eine schon beinah erwachsene. Nicht mehr Baisers mit Schlagsahne bei Steiner oder ein viertel Pfund gebrannte Mandeln von Fragstein oder eine Blutapfelsine von der Fox, nein, diesmal war's etwas ganz anderes: ich durfte am Freitagabend mit ins Börsenkonzert. Ich war zuerst sprachlos, als die Mutter es mir sagte, dann wie benommen vor Glück. Was ich mir darunter dachte, weiß ich nicht. Ich glaube so ungefähr, daß die Makler mit Getreideschalen und Notizbüchern herumliefen und dazu sangen.

Aber Gasbeleuchtung, vorfahrende Wagen, das Gedränge an der Garderobe, der

große helle Saal, die vielen wispernden, festlich angezogenen Menschen, unter denen ich vor Herzklopfen nicht die nächsten Freunde meiner Eltern erkannte, machten mir einen überwältigenden Eindruck. Ich fühlte, dieses war eine Welt ganz außerhalb des Gewohnten. Und kerzengerade vor Angst, andächtig und mit gefalteten Händen über dem knisternden Blatt mit der Vortragsfolge, das ich vor Aufregung nicht lesen konnte, saß ich da und starrte auf das Podium und den großen schwarzen Flügel.

Da kam eine Bewegung in all die Menschen um mich, und als ich aufblickte, saß ein Herr an dem Flügel und spielte, und ein anderer Herr stand dort, dessen Gesicht mir ebenso seltsam geheimnisvoll fremd, ungewöhnlich und doch vertraut erschien wie alles sonst an diesem Abend. Und dieser Mann hielt ein Notenblatt in der Hand, auf das er nicht sah, und sang:

„In den Talen der Provence
Ist der Minnesang entsprossen:
Kind des Frühlings und der Minne,
Holder, inniger Genossen, —“

Da versank auf einmal alles, was mir bis dahin wert und wichtig gewesen war: mein Zuhause, das Gärtchen mit meinem Beet, die abendliche Küche, Linas Lied von der schönen Gärtnersfrau. Es versank für immer der blitzblanke Laden am Markt mit den Butterfässern, Unirdisch klar, unirdisch lieblich mit einer Süße, die nicht mehr von dieser Welt war, mit einer Kühle, die wie der Tod frieren ließ, sang die Stimme durch den stillen Saal. Aus Tiefen, von denen ich nichts gewußt, stieg es wie ein dunkler Strom und kam und überflutete alles um mich her und schwemmte den Alltag weg und löschte das satte und vergnügliche Behagen meines Kinderlebens aus wie ein Lichtchen und wirbelte mich davon. Wohin? Ja, hier war kein Ziel zu sehen. Aber ich fühlte und wußte: die Stimme rief, und ich mußte ihr folgen. Alles war fort, und nur sie blieb und würde immer da sein.

Vorläufig aber gingen wir durch das Gebrause der zögernden oder hastenden andern Zuhörer durch die dunkle Straße gegen den eisigen Wind nach Hause, wo sich bei heißem Kakao und Buttersemmel herausstellte, daß ich das Programm überhaupt nicht gelesen hatte und nicht wußte, daß ich Raimund zur Mühlen gehört hatte. „Das kommt davon, wenn man Kinder ins Konzert schleppt!“ sagte der Vater nicht ohne Genugtuung, als die Mutter seufzte. Dann wurde ich zu Bett geschickt und schlief rasch und traumlos, obgleich ich recht hart lag, denn alle Schulbücher für den nächsten Tag lagen unter dem Kissen. Der Alltag war da, alles war wie immer. Nur ich selber war anders. Von diesem Abend an durch ein langes Leben ging ich der Stimme nach, die mich gerufen hatte, den beschwerlichen, einsamen und dunklen Weg, der fortführt von dem warmen Herdbehagen, den Weg zur Kunst.

AUSZUG AUS:

Gespräch mit den Ahnen

Nun ist die Wolke hinabgesunken, die schiefergraue, hinter den Dom, den schon rötliches Abendlicht umsäumt. Von den Gemüsekähen am Zwiebelsteig qualmt blauer Rauch, stiller wird die Straße, kühler der Wind überm Wasser. Habe ich so lange von euch geträumt, ihr, die ihr davongefahren seid mit dem Schiff ohne Segel und Steuer, von der Glocke gerufen, die nicht klingt — zu dem Land, das weiter liegt als Übersee?

Was werde ich sagen, wenn dies Schiff kommt, mich zu euch zu holen? Wie werde ich vor euch stehn, vor dem weißgedeckten Tisch, an dem ihr und alle vor euch auf mich warten, um mir den letzten Platz, den einzig noch freien, zu weisen? Was kann ich berichten? Was euch aufweisen, ihr Stillen?

Dies will ich euch sagen, hier ins Wasser hinab spreche ich's: alle Wege bin ich gegangen in dieser Stadt, in diesem Heimatland, die ihr gegangen seid. Sein Antlitz habe ich erforscht, wie ich das eure erforschte, als ich zuerst von eurem Schoß emporblickte, seinen Himmel habe ich gesehen wie einst eure Augen über den meinen. Seine Erde habe ich gesehen wie einst eure Augen über den meinen. Seine Erde habe ich geliebt, wie man den Staub liebt, der die eigne Hülle formt. War das genug?

Nein, es war nicht genug. Ein Kind liebt seine Eltern — mehr muß es geben als nur das.

Ich sah die Stadt, ich sah dies Land wie ihr — euren Tagen bin ich nachgegangen und denen eurer Väter hier. Ich habe alles gekannt wie ihr und sie und die, die vor ihnen hier lebten. Ich habe andern davon erzählt, damit sie es so sahen, es so liebten — war das genug?

Nein, es ist nicht genug. Ein Kind soll seine Ahnen kennen, es soll den Hof kennen, auf dem es erwuchs, es soll des Hofes Geschichte kennen und es soll andern davon sagen. — Nicht genug!

Ich bin alle Wege gegangen, die ihr gingt. Ich bin alle Wege gegangen, die ihr wandert, meine Vorväter, als ihr in diese Stadt, in dieses Land kamt. Ich habe den Niederrhein gesehen, wo du wohntest, Vorfahr, dessen Antlitz der trug, der mich erzeugte. Ich stand im schönen Garten Elsaß, von dem du noch träumtest, als du dich in die Professorengruft am Dom bettetest, Urahn, dem mein Blick gleicht. Ich sah die Sonnenwendfeuer auf den Bergen lodern, wo euer Hof unter der Mur verschüttet liegt, von dem ihr mit Tränen ziehen mußtet um eures Glaubens willen, Ahnen, deren Erbe ich trank aus meiner jungen Mutter Blut und Milch. Und ihr Vaters-Väter, deren Namen ich führe, in deren Stadt an der Oder ich zum erstenmal schlief in der Nacht, als ich ihn ein halbes Jahrhundert trug, — ihr gabt mir den jähren heißen Zorn, den wilden Freiheitssinn, das zweite Gesicht des aus dem Bruchland Geborenen und das lange seidne Haar, das wir alle haben seit den Tagen, als wir's noch um die gewundenen Bronzespannen drehten. —

Weit, weit bin ich gewandert, euch alle zu finden, weiter noch zu den Ländern eurer Frauen, vertraut war auch dort noch Sprache und Antlitz, Straße und Stube — war der Weg weit genug?

Nicht weit genug! Welch Kind geht nicht gern über Großvaters Schwelle? Welchem Kind schmeckt nicht Patenbrot wie Kuchen? Welchem Kind ist der Glasschrank in der Muhme Stube nicht Wunder und Lockung?

Aber ich habe andern davon erzählt — was ich sah und fand, ich teilte es mit meinen Geschwistern.

Muscheln und bunte Ketten, glänzenden Vogelbalg und fremde Götzen — bringt das nicht der Seemann mit für die Kinder zum Spielen?

Nicht zum Spiel nur. Zu schwer war mein Herz, als ich es heimtrug. Zu viel mußte ich dafür hingeben: Jugend und Behagen, Freundschaft und Ruhe.

Hast du das alles für dich verlangt, als wir dich führten? Als wir dir die Viktoria zeigten auf dem grauen Tor?

Nein, ich habe es nicht verlangt. Verzeiht, daß ich einen Augenblick traurig war. Ich habe es nicht verlangt. Ich habe an euch gedacht — und an die, die kommen, wenn ich erst mit euch vereint bin.

Hast du sie geliebt, wie uns?

Ich habe sie mehr als euch geliebt. Ich liebe sie, wie ihr mich liebte. Mehr noch. Ich war euer Fleisch und Blut, war euer Geist und Wesen. Durch mich gingt ihr bis in diesen Tag. Ich gab mein Blut nicht weiter. Nichts gab ich als meinen Geist in meinem schwachen Wort an Jugend, die andre Mütter trugen. Nichts als dies — und meine große Liebe.

Verlangst du Dank dafür?

Nein — denn habt ihr ihn je von mir verlangt, ihr Geduldig-Liebenden?

Glaubst du, daß dein Werk weiterleben wird in den Kommenden? Hoffst du, daß deine Liebe sie erreicht?

Ob mein Wort weiterleben wird, ich weiß es nicht. Nie habe ich mich das gefragt. Ich sagte es, weil diese Gabe meine Spindel und mein Spaten, mein Acker und meine Schreibstube war und weil ihr mich lehrte zu wirken solange es Tag ist. Und das andere? Ich weiß, daß meine Liebe mit dieser Stadt, mit diesem Land, mit allem darin, mit allen meines Volkes sein wird — denn war nicht eure immer bei mir? Sehe ich euch nicht da unten in dem treibenden Schiff auf dem dunklen Wasser?

Nichts siehst du, Kind, als einen kleinen Weidenbusch, als ein Stück Grassoden, vom Ufer gespült, das stromab treibt zu Haff und See. Blick fort von dem dunklen Wasser, blick auf — was hörst du?

Ich höre, wie es still wird in den Straßen und auf den Schiffen. Ich höre den Choral vom Schloßurm und ich höre die jungen Soldaten singen und ihren Marschtritt auf der andern Brücke.

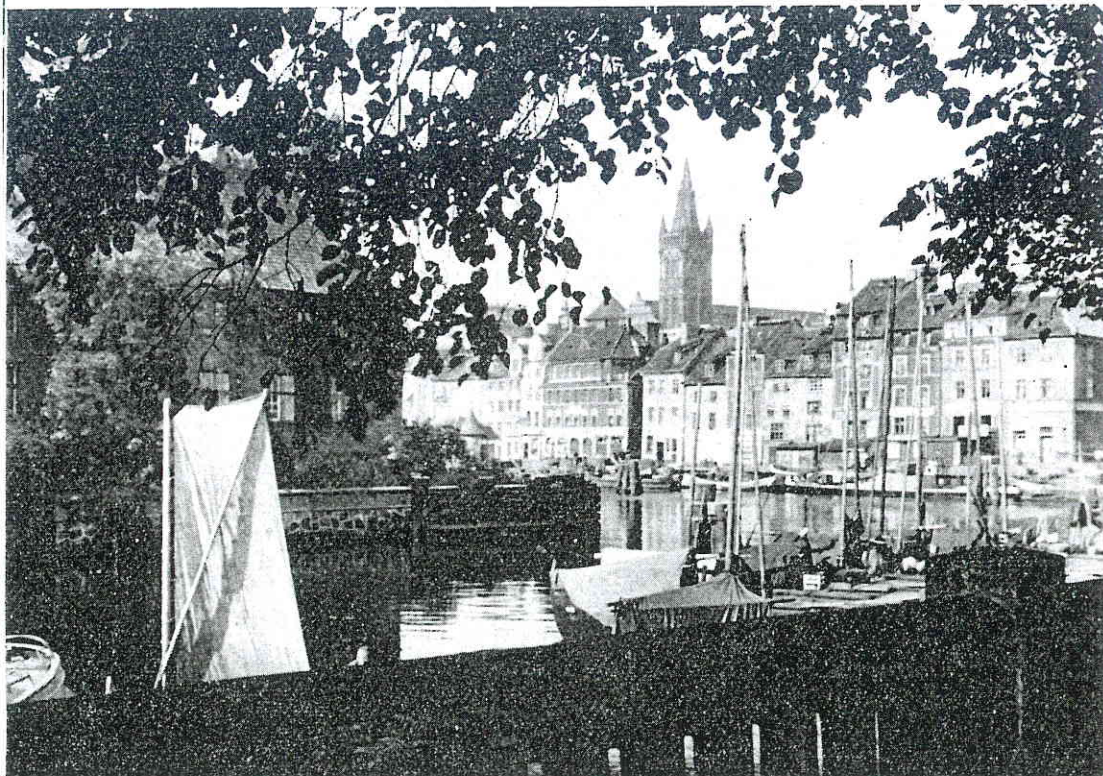
Nun sehe ich den stumpfen Giebel und den spitzen Domturm ganz schwarz vor hellem Himmel. Ich sehe sehr weiß und sehr klein den Abendstern über den Speichergiebeln. Und nun höre ich's von fern aus dem hellen Himmel wie das Dröhnen einer großen Orgel. Es ist wie das Klirren von tausend Rädern, es ist wie das Rasseln sehr großer Streitwagen. Es kommt näher und näher, unaufhaltsam wie das Brausen großer, sturmgefüllter Segel. Es steht über mir und über der Brücke wie sehr schwarze Fittiche.

Und nun?

Nun ist es wie das Rauschen von Adlersflügeln über mir. Verzeiht, ich hielt die Hände vors Gesicht. Es war wie der Brand der großen Speicher, den ich drüben vom Kai sah. Es sprühte stürzend wie flammende Kräne. Verzeiht, ich weinte. Es knirschte zermalmend wie die getürmten Schollen im Eisgang, als ich in der Osternacht an meines Vaters Hand durch den eisigen Sturm über diese Brücke ging und das Wasser übers Bollwerk schäumte. Die Brücke schütterte wie damals, noch bebt sie, noch schwanken die Pfosten, noch bebt mein Herz, das euren Frieden nicht kennt. Aber der Schatten glitt vorüber, das Brausen verhallt. Nun ist es noch wie das Singen der Sensen im Erntefeld, wie das Surren der Ähren, die auf die Stoppel sinken. Nun ist es nur noch wie das Summen der Bienenvölker, oben in den Linden. Nur noch wie das ferne Flüstern der jungen Saaten im Nachtwind. Und wie ist der Wind?

Er ist flinker als ein Fohlen, er ist so weich wie Wiesengras an eines Kindes Wange, er ist süß vom Heuduft wie frische Milch, er ist dunkel und feucht vom Tau wie ein Holunderstrauch am Ufer. Er trägt das Singen und Gurgeln des Stromes her. Was siehst du, was hörst du noch?

Ich sehe nichts mehr von der Stadt, von Türmen und Giebeln, so dunkel ist es geworden. Nur die Sterne sehe ich oben und ihre feurigen Tränen und ich sehe, wie sie sich unten im Wasser spiegeln. Ich höre nichts mehr als die Schritte eines Kindes, das verspielt auf der Brücke stehenblieb und durch ihr Geländer über den Fluß sah und das nun heimläuft zu seines Vaters Haus, zu dem Bett, das die Mutter ihm bereitet hat.



AUSZUG AUS:

Im Morgenrot

Dann kam eine Zeit, wo alles außer der lastenden Gegenwart verblich. Und es kam ein grauer, düsterer Wintermorgen, an dem ich zum letztenmal durch unsere Wohnung ging und beim Abschied von vertrautem Raum und Gerät noch einmal, den Rucksack schon auf dem Rücken, vor der Bücherwand stand, vor dem Fach mit den alten Märchenbüchern. Ich kannte sie Seite um Seite. Ich brauchte keines mehr herauszunehmen in der grauen Dämmerung. Ich wußte genau, wie hold die Prinzessin Melechsala dem Gefangenen zulächelte in ihrem himmelblauen Gewand mit der Rose in den Locken, die ich später braun übermalt hatte. Wie eine Schar kleiner schimmernder Bläulinge flatterte es um mich, — hundert schönste, glücklichste Erinnerungen an ferne geliebte Gesichter der Meinen, an sorglose Sommertage auf dem Land, an eine Zeit, in der keiner etwas ahnte von dem Heulen der Sirenen, dem Donnern todbringender Motore! Wo nichts war, als die Geborgenheit der warmen Stube, der lebenerfüllten Straßen der alten Stadt und draußen im Land der Wind über wogenden Ährenfeldern, und das Rauschen der Dünenkiefern, das Brausen der Brandung am Strand!

Und dann kam wieder ein Morgen, zwei, drei Wochen später. Ich stand oben auf dem Schiff in dem schmalen Gang. Nur wenige waren außer mir wach in der grauen Frühe. Alle andern schliefen noch nach einem schlimmen Tag, einer schlimmen Nacht, den schweren, bleiernen, traumlosen Erschöpfungsschlaf der vom Schicksal Geschlagenen. Dicht aneinander gedrängt in den Sälen, den Kabinen, den Laderäumen, den Treppen und Gängen des Schiffs, — die Menschenfracht der Flüchtlinge, Frauen, Kinder, Greise, Landleute und Städter. Zwei Wochen schon, wie Verdammte, konnten wir nirgends an Land. „Pommerland ist abgebrannt —.“ Wir hatten es gesehn vom Wasser aus, wie Rauch und Schrecken immer weiterging. Wir sahen um uns den Wassertreck der Ostdeutschen hier auf See weiterziehn, trostlos wie dort auf dem Land, die furchtbare Flucht eines ganzen Volkes, unseres Volkes, vor Feind, Schrecken und Tod.

Aber immer wieder waren wir bewahrt geblieben vor ihm, der überall auf uns lauerte. Er wartete in dem grünen, wogenden Wasser. Wie ein böser Raubfisch trieb er uns entgegen, bereit, uns zu zerreißen. Er drohte aus der Luft. Vor wenigen Stunden erst waren wir den apokalyptischen Reitern entronnen, deren Bomben auf den brennenden Hafen niederstürzten, auf die versinkenden Schiffe, die Prähme und Boote der Reede.

Nun glitt unser Schiff ruhig weiter durch den weißen Morgennebel, der uns gnädig verbarg.

Es war ein merkwürdig milder März morgen, — etwas wie Osterstimmung, nein, wie Schöpfungsfrische lag über der sanften Dünung, stieg in herber, holder Kühle aus den grünen Wassern. Aber sie rauschten nicht. Alles war still. Nicht die angstvolle, wartende Stille der Nacht, nicht das Verstummen des Entsetzens, — nein, Friede war in diesem weißen Eingesponnensein, der das Herz mit Ruhe erfüllte.

Ein ganz leiser, sanfter Wind erhob sich, trug den Atem der See stärker herauf und wehte vorüber wie Taubenflügel. Und jäh zerriß der Nebel, im letzten Augenblick noch leuchtend und rosig schimmernd.

Und auf einmal lag vor uns eine hohe Steilküste, waldgekrönt wie unsre, aber höher als ihre wetterzerissenen Lehmschluchten. Und diese Küste leuchtete in unirdischem

Glanz, angestrahlt von rötlich goldnem Morgenlicht auf ihren weißen Hängen, —
schönste, letzte, ersehnteste Küste des Vaterlandes, heilig auch für meine Augen,
Gruß und Abschied des deutschen Ostlandes, jäh wieder im weißen Nebel ver-
sinkend — für immer.

Und da, als ich still an der Reling stand in der erwachenden Unruhe des Flüchtlings-
schiffes, unter den Menschen, die wie ich nicht wußten, wohin sie fuhren, nur das
eine, daß sie fortgegangen waren von der Heimat, — als ich in den weißen Nebel
starrte, hinter dem die herrliche, nie zu vergessende Küste versank, die ich seit der
Kinderzeit sehn wollte —, da verstand ich den Vers:

„Ich trank in vollen Zügen das Leben und den Tod
Am Königsstuhl zu Rügen im ersten Morgenrot!“

In dem Geschwätz und Gewühl

vor dem plätschernden Brunnen am Markte,
Stand ich lachend und jung
in der Freundinnen Schar.
Kannte Krug und Gesicht,
kannte Giebel und Stuben,
Kannte was feilschend und laut
um die Buden sich drängt.
Lästerte, neckte und pries,
lauschte und horchte geduldig,
Gab mit flinkem Mund
Rede und Witzwort zurück.

Aber fern von der Stadt
im Schoß der waldigen Düne,
Lag meine Seele still
wie das Tier im Dickicht sich birgt.
Hörte das sanfte Sausen
der knarrenden Kiefernstämme,
Hörte in regloser Luft
durchsichtiger Flügel Geklirr.
Bis vom Strande her
in die ängstlich harrende Stille,
Unruhvoll und bedrängt
wie mein Herz, die Brandung gepocht.
Zitternd harreten wir da
bis sich der Sturm erhoben,
Bis der dräuende Gott
mich und die Wogen erlöst.

Und ich sang in den Wind,
in das Wirbeln rauchender Dünen,
In das dröhnende Brausen
sang mein tönender Mund.
Sang meiner einsamen Heimat
Götter und rote Burgen,

Sang ihr mütterlich Herz,
sang ihr grüngrünes Kleid.
Sang was groß und gekrönt
durch meine Träume gewandert,
Blutüberströmtes Haupt,
gallegetränktes Herz.
Sang meiner seltsamen Schwestern
mondlichtgezeichnete Stirnen,
Sterblichen Leibes wie ich,
jenseitiger Weisheit kund.

Sang ich, mir selber kaum deutbar,
was Schatten und Erde mich lehrten,
Sang ich Liebe und Tod —
sang ich das eigne Geschick.

Mainacht

O meine selige Jugend!
Blaue Tage am Ostseestrand,
Wenn in den grauen Schluchten
Jeder Baum in Blüte stand.

Und über den Lindenwipfeln
Führten im Blitzesschein
Die alten Preußengötter
Ihren ersten Frühlingsreihn,

O glühende Sommernächte,
Am offenen Fenster durchwacht!
Ferne Gewitter rollten
Im Westen die ganze Nacht,

Herden und Saaten segnend,
Schwanden sie über das Meer.
Ihre hohen Bernsteinkronen
Blitzten noch lange her.

Kinderlied

Die Kinder gehn im Reigen,
Sie singen ihren alten Sang:
„Wir traten auf die Kette,
Und die Kette klang.“

Mir ist, als gingen Stunden,
Und gingen lange Jahre doch, —
Blick her, du hast die lieben
Unschuld'gen Augen noch!

Die Kinder gehn im Reigen,
Wir stehen still dabei,
So sangen tausend Male
Daheim wir zwei.

Ich halte deine Hände,
O lieber Kindersang!
Wir traten auf die Kette,
Und die Kette klang — —

Du trugst ein Kittelschürzchen,
Du warst so blond, du warst so fein, —
Mir ist, als war es heute
Früh im Morgenschein,

Alte Heimat

Nach der Todesqual und nach dem langen
Dumfpen Schlaf in meinem gelben Sarge,
In die alte Heimat werd ich wandern.
Wird mein Herz wie eine Lerche steigen
Aufwärts, aufwärts zu der alten Heimat!

Auf der blühenden grünen Himmelswiese
Alle Gräser werde ich begrüßen,
Alle bunten Blumen werd ich streicheln.
An dem Feldrand, wo die Halme wehen,
In dem hohen Grase werd ich liegen
Neben einem Strauch mit wilden Rosen,
Neben einem dunklen Kaddickbusche.

Eine große, warme, silberweiße
Himmelskuh wird leise brüllend kommen
Wird mich lecken wie ihr junges Kälbchen,
Wird sich lagern auf der grünen Wiese.
Und aus ihrem rosigen warmen Euter
Werde warme süße Milch ich saugen,
Wenn ich Hunger spüre werd ich rufen:
„Mutterchen, Großmutterchen — wo bleibst du?“

Horch, da klingt es schon vom Silberhufschlag,
Wie der Sommerregen klopft im Laubdach.
Auf dem Pferdchen kommt sie, auf dem braunen
Sattellosen mit der hellen Mähne,
Oh, wie schnell ist sie herabgesprungen,
Oh, wie schnell steht sie zu meinen Häupten,
Blickt mich an mit ihren klaren Augen,
Hält mir hin das feuchte, dunkle Schwarzbrot,
Tiefend von dem weißen Lindenhonig.
Wirft mir zu aus ihrer bunten Tasche
Einen blanken, roten Winterapfel.

„Mutterchen, Großmutterchen, du gute,
Meine schöne, meine ewig junge,
Mit der ähregoldnen Zöpfekrone,
Mit der kunstreich siebenfach geflochtenen!“

Und ich esse von dem guten Brote,
Esse von dem süßen Lindenhonig
Und ich spiele mit den langen Bändern,
Mit den regenbogenbunten Bändern,
Die von ihrer Schürze niederhängen.

„Mutterchen, Großmutterchen, du gute,
O wie prächtig bist du angezogen!
Wovon ward so grün dein faltenreicher

Weiter Rock, der warme, schöngewirkte?“
„Von dem Herzlaub vieler heller Birken,
Von den Nadeln vieler hoher Tannen,
Von den Blättern vieler dunkler Erlen!“

„Mutterchen, wie ward so bunt die Schürze?“
„Von den vielen bunten Wiesenblumen,
Von dem roten süßen Klee im Felde,
Von den blauen Blüten in dem Flachsfeld,
Von den gelben Blumen unterm Unkraut!“

„Mutterchen, wie ward so weiß dein Hemde
Mit den weiten, schön bestickten Ärmeln?“
„Von den vielen weißen Kirschenblüten,
Von dem weißen Faulbaum dort am Wasser.“

„Mutterchen, Großmutterchen, du gute,
Aber wovon ward so schwarz dein Mieder?“
„Von dem warmen Herdrauch, liebes Kindchen,
Von dem blanken, schwarzen Ruß im Rauchfang, —
Trinke nun und schlafe, liebes Kindchen!“
Doch ich halte ihre Schürzenbänder,
Spiele mit den regenbogenbunten.
„Bleibe, bleibe noch, du liebes Großchen —
Sag, wo ist Großvaterchen geblieben?“

„Vaterchen fuhr aus mit seinem Boote,
Wirft die Netze, wirft die weißen Wenter
In den blauen Himmelssee, den tiefen!“

„Wenn er heimkommt, werd ich ihn dann sehen?“
„Wirst ihn heut nicht sehn und auch nicht morgen.
Mit der Pflugschar durch den Himmelsacker
Muß er wandern, daß die Schollen donnern,
Daß die Funken springen aus dem Eisen,
Daß die Blitze lodern bis zur Erde, —
Reift das Korn dann drunten auf den Feldern,
Wächst das süße Gras dann auf den Wiesen,
Schlafe nun und trinke, liebes Kindchen
Und sei fröhlich in der alten Heimat!“

„Mutterchen, ich liege in dem Grase,
Trinke von der warmen Milch der Musche, —
Doch die warme Milch, sie wird versiegen,
Und das grüne Gras, es wird verdorren
Und der kalte Winterwind wird wehen —
Mutterchen, Großmutterchen, was wird dann?“

„Liebes Kindchen, wird der Vater kommen
Mit dem Silberbart im weißen Schafspelz,
Mit dem bunten Gürtel um die Hüften.
Wird dich nehmen wie ein junges Lämmchen

Tief verbergen in dem weißen Schafspelz.
In den warmen Flocken eingehuschelt
Wirst du ruhen an des Vaters Herzen,
Wirst du träumen von der alten Heimat!"

Die Fähre

Die Krügersfrau fuhr auf im Bett,
die Uhr schlug Mitternacht,
Sie zählte laut, sie horchte lang,
so jäh war sie erwacht,
Der Mond schien durch den Ladenspalt
bis aufs Kissen wo sie schlief.
Sie sprach: „Du hast mich nicht geweckt,
mir ist, als ob wer rief!"

Sie ging und stieß den Laden auf,
die Nacht war klar und blau,
Auf dem Astenbeet im Garten
lag weiß wie Reif der Tau,
Hell ging die staubige Straße
über den grasigen Damm,
Und sie sah den vollen Mond
wie er silbern im Wasser schwamm.

Sie sah die große Fähre
die Kette schien so blank,
Sie sah das Ufer drüben
den Eschenbaum und die Bank,
Sie sah den stillen Wiesenweg
der lag so hell und leer,
Und Heuberg ragte an Heuberg
aus dem weißen Nebelmeer,
Und eine Stimme drüben
rief übers Wasser her:
„Hol über! Hol über!"

Die Stalltür knarrte leise,
der Fährknecht sah heraus
Und gähnte laut und ging zum Boot:
„Wer kommt so spät nach Haus?"
Doch als er nach dem Ruder griff
da rief's vom Ufer her:
„Die Fähre nimm, die Fähre!
wir sind ja viel zu schwer.
Hol über! Hol über!"

Er blickte auf und sah und sah —
der Weg lag still und leer.
„Hol über! Hol über!"

Er sprang so eilig aus dem Boot
Daß es klatschend schlug,
Er stolperte den Damm herauf
bis vor den roten Krug.
Die Tür ging auf, es schien ein Licht,
das schien so gut und warm,
Und vor ihm stand die alte Frau
und packte seinen Arm:
„Hol über! Hol über!"

„Ich hab Euch sieben Jahr gedient,
ich fuhr zu aller Zeit,
Doch das will ich nicht fahren,
was dort vom Ufer schreit!"
Sie sprach: „Von Vaters Vater her
mein eigen ist der Krug,
Unser Recht ist diese Fähre
und alles was sie trug.

Mein Recht ist diese Fähre
und meine Ehre auch,
Noch keiner rief vergeblich,
das ist hier nicht der Brauch,
Und wär's der Schwarze selber,
er soll umsonst nicht schrein!"
Sie schritt hinab zur Fähre.
Der Knecht ging langsam hinterdrein.

Sie glitten über den Fluß dahin.
Das ging so rasch und leicht.
Der Uferrand kam nah heran,
das Wasser war schon seicht,
Da ward es jählings dunkel,
eine Wolke zog am Mond entlang,
Da schollerten die Planken
als ob ein Gaul herübersprang.
Es plätscherte vom Ufer her
wie vieler nackter Füße Gang.
„Fahr über! Fahr über!"

Die Frau stieß ab, der Knecht zog an,
wie ging die Kette schwer!
Es flüsterte, es atmete,
es drängte sich um sie her.
Dem Knecht, dem rann der kalte Schweiß
stromwei's übers Gesicht,
Die Frau sah still den Fluß hinab.
Sie wendete sich nicht.

Sie kamen bis zur Mitte.
Da trat der Mond hervor.
Da trappelten die Hufe.
Da schnob es warm an ihrem Ohr.
Da lag's auf ihrer Schulter
so schwer wie eine schwere Hand.
„Halt an, ich will noch einmal sehn
nach meinem lieben Land!“

Sie blickte auf, der Knecht hielt an,
das Wasser war so blank,
Am Rande stand der Eschenbaum
und drunter stand die Bank,
Aufs Wiesenufer ging der Weg
so hell, so still und leer,
Und Heuberg ragte an Heuberg
aus dem weißen Nebelmeer,
Und einer Grille Schrapen
klang laut von drüben her, —
herüber, herüber.

Stumm stand die Frau, stumm stand der Knecht
und still die Fähre lag.
Hoch über ihren Scheiteln
die fremde Stimme sprach:
„Was ist so weich wie Mutterschoß,
so mild wie Mutterhand?“
Und Antwort kam: „Das Wiesenheu
und der Wind im flachen Land!“

„Was ist so süß wie der Kuß der Braut?
Was ist blonder als sie?“
„Die Linde über dem Strohdachfirst —
viel süßer und blonder ist die!“
„Was ist blanker als ihr weißer Leib?
Was ist so fruchtbar und jung?
Was trägt mich so geduldig?“
„Der Strom der Niederung!“

„Was ist für Götter und Menschen Glück?
Das Glück dem keines gleicht?“
„O das ist: den eignen Boden sehn
soweit das Auge reicht!
Und Gruß und Rede hören
wie altvertrautes Wiegenlied,
Und Wege gehn wo jeder uns
wie Kind und Bruder ähnlich sieht!“

„Und was ist allerschwerste Last?
Was ist ewige Pein?
Was ist den Kindern der Ebne verhaßt
und wird es immer sein?“



„Von der Heimat gehn ist die schwerste Last,
die Götter und Menschen beugt,
Und unstät zu schweifen ist allen verhaßt,
die die grüne Ebene gezeugt!“

Die Krügersfrau an der Kette stand,
die Stange hielt sie fest,
Es drängte her, es stieß und schob
und hielt sie eingepreßt,
Die Hand auf ihrer Schulter,
sie streichelten die schwere Hand,
Sie stammelten und weinten
und küßten sie wie Vaterhand.
Der Wind lief übers Wasser,
da sprach der Reiter:
„Ein neuer Tag kommt übers Land. —
Fahr weiter! Fahr weiter!“

Sie stießen an das Ufer,
die Fähre schwankte sacht,
Vom Fenster oben schien das Licht
so heimlich durch die Nacht.
Da setzte es den Hang hinan
am Dammweg trappelte ein Pferd,
Gehenk und Sporen klirrten,
es klirrte leise wie ein Schwert,
Ein Mantel flog vorüber
wie Wind, der übers Röhricht fährt —
vorüber, vorüber!

Es sprang und lief über Stein und Sand,
es rauschte durchs nasse Kraut,
Der Hofhund heulte winselnd,
des Försters Hund gab Laut,
Der weiße Nebel qualmte,
der Haushahn rief im Stall,
Und leis und leiser ging das Krähn
flußaufwärts wie Widerhall.

Schwerfällig ging die Frau ans Land.
Da blinkte was im Kies.
Es klapperte wie Geld im Sand
wohin ihr Absatz stieß.
Der Knecht, der las es knieend auf
an hundert Stück und mehr,
So kantig, dünn und grünbereift,
nur eins war rund und schwer.

Die bunte Tasche wurde voll,
sie trugen es ins Haus,
Sie schütteten es wie Erbsen
auf der eichenen Tonbank aus,

Der Taler rollte aus dem Berg
bis er an den Leuchter schlug,
Das klang so hell, das klirrte lang
verzitternd durch den stillen Krug.

Sie wendeten ihn hin und her,
sie hielten ihn ans Licht.
Die abgegriffne Schrift am Rand
entzifferten sie nicht,
Noch sah man an dem einen Bild
Wie künstlich es geprägt,
Wie ein gekrönter Adler war's
der Wappenschild und Zepter trägt.
Doch halb verlöscht war schon das Haupt,
das auf der andern Seite stand.
Ein mächtiges Haupt mit Helm und Kranz —
Doch keiner hat es mehr gekannt.

Über der Weichsel drüben

Über der Weichsel drüben, Vaterland höre uns an!
Wir sinken wie Pferd und Wagen versinken im mahlenden Sand,
Recke aus deine Hand
Daß sie uns hält die allein uns halten kann!

Denke der Zeiten die dich jung gesehn!
„Nach Ostland wollen wir reiten,
Nach Ostland wollen wir gehn,
Fern über die grünen Heiden,
Fern über die blauen Seen!“

Wer war's, der so sang?

O wie im sausenden Wald die Axt erklang
Als deine Söhne mühselige Wege sich schlugen!
Wie knarrten die hochbepackten Wagen die sie trugen!
Die Kaddickfeuer sprühten. So hell war die kalte Nacht.
Über den knackenden Zweigen, dunkel und ungeschlacht,
Glitzte der breitgeschaufelte Elch aus dem Erlenbruch.
Und die Kinder kreischten und krochen unter Mutters Tuch.
Dann kam der Tag, der brennende, mückendurchsummte.
Und endlich ein Abend und eine Glocke brummte,
Schnobernde Fohlen am Zaun und ein Gerstensschlag
Wellenwerfend und lang wie Johannistag.
Auf lehmigen Hügel, blutrot im Abendbrand,
Ein festes Haus, halb Burg und halb Kirche stand.
Und ein blaffender Hund und ein weißmäntlicher Graukopf war da,
Der schrie „Landslud, Landslud!“ und lachte als er sie sah.

Sie kamen von Flandern, sie kamen vom Niederrhein,
Von den hohen Tauern und aus der goldenen Au.

Sie strömten, harrendes Land, in dich hinein
Wie der Samen des Mannes in den Schoß der Frau.

O Heimat, lindenblonde, die hoffend uns trug,
Die uns spielend und lachend im Kissen gehoben,
Die uns singend die bunten Wickelbänder gewoben,
An deiner Schürze hingen wir Kind an Kind.
Deine Brust die hatte für alle noch Milch genug
Und immer für alle fandest du Brot im Spind.

Wo ist ein Leben so hart, Mutter, wie deines es war?
Deine Tränen trankst du. Hunger war deine Kost.
Deine jungen Töchter verschleppte der gelbe Tatar,
Deine jungen Söhne erschlug der weiße Zar,
Du hast im Robot gefront für den üpp'gen Starost.
Deine Äcker zerstampfte zu Brache die große Armee,
Des Korsen Schimmel schlug Blut aus deinem Schnee.
Mutter, Geliebte, doch hast du nie geklagt,
Nie ist dein lachenfröhliches Herz verzagt.

Einmal, ein einziges Mal, krümmtest du dich wie in Wehn
Als du die Wagenburg deiner flüchtenden Kinder gesehn.
Durch der Kanonen Gebrüll aus Tannenbergs qualmenden Mooren
Schrieen fallend aus ihrem Blut, die du geboren.
Aus dem Staub und Gestampf der eilig getriebenen Herde,
Über der Hirten Gezänk, über dem Brodem der Pferde,
Von Wagen zu Wagen gellte ein einziger Schrei:
„Über die Weichsel!

Über der Weichsel!
Da sind wir geborgen und frei!“ — —

Über der Weichsel, Deutschland, sicheres Land,
Horch, eine Stimme singt hinterm Pflug:
Hast du sie wohl erkannt?
Ach, wenn du Not litt'st, war sie dir lieb genug!

„Müd von Arbeit schlief ich ein und matt von Sorgen,
Klopfte jemand draußen, lang vorm Morgen,
Kam ein greiser Wandersmann herein:
„Frau, wo mögen deine Söhne sein?“

Meine Söhne modern in Niemand's Land,
Sie liegen verscharrt im Champagner Sand,
Die graue See erstickte sie,
Sibiriens Schnee erdrückte sie!

Müd von Arbeit, matt von Sorgen schlief ich wieder ein,
Sah im Osten einen roten Schein.
„Kinder wacht, Zeit ist es aufzustehn!
Zeit zu fliehen, Mutter, Feuergleich hast du gesehn!“

Müde war mein Rücken, bleiern meine Lider.
Kinder horcht! Die Toten kommen wieder!
Durch den Sturm und durch die Regentropfen

Hör ich dröhnend ihre gleichen Schritte klopfen,
Endlos, endlos — singend durch die Nacht marschieren sie.
Nur ihr Lied klingt fremd in meinen Ohren —

Mutter, ach, die Toten stehn nicht auf!
Mutter, arme Mutter, wache nicht mehr auf!
„Noch ist Polen nicht verloren“, singen sie!“ — —

Über der Weichsel drüben, Vaterland höre uns an!
Wir sinken wie Pferd und Wagen versinken im Dünensand.
Recke aus deine Hand
Daß sie uns hält, die allein uns halten kann.
Deutschland, heiliges Land,
Vaterland!

Abschied von Königsberg

Es forderte zum Fackeltanze Dich,
Gekrönte Vaterstadt, der grimme Tod.
Wir sahn von seinem Mantel Dich umloht
Und hörten, wie bei Deiner Türme Neigen
Die Glocken sangen Deinen Todesreigen
Und sahen wie Dein Angesicht erblich.
Und sahen schauerlich
Den Pregel schwarz an den verkohlten Pfählen
Vorbei an leeren Hafenstraßen schleichen,
Und sahn, wie Opferrauch am Grab, die reichen
Schätze gesunkner Speicher qualmend schwelen.
Und sahen Deinen furchtbaren Freier Tod
Aus Deiner Gassen leeren Masken starren
Und durch den grauen Rauch stromabwärts fahren
Mit zuckender Beute auf verglühendem Boot.

So sahn wir Dich. Und sahn was uns gehört
Wie Mutter ihrem Kind, in stummer Klage,
Vom Schnee bestäubt, durch kalte Wintertage
Fremd um uns stehn, gespenstisch und zerstört.
Doch immer noch bedroht von Haß und Neid
Und immer noch in Deinem Witwenkleid
Von Deinem Feind mit Schwert und Sturm begehrt!
O Angesicht, so bleich und so verstört,
O Stadt, umtobt vom Kampf, durchwühlt von Leid, —
Wir wandern fort aus den zerstörten Gassen,
Doch wissen wir, die weinend Dich verlassen:

Wenn unsre Augen Dich nie wiedersehn,
Wenn wir vergehn
Mit unserm Blut, mit unserm Hab und Gut, —
Daß noch in Dir, o Mutter, Leben ist,
Und daß Du, Königsberg, nicht sterblich bist!

Es war ein Land

O kalt weht der Wind über leeres Land,
O leichter weht Asche als Staub und Sand!
Und die Nessel wächst hoch an geborstner Wand,
Aber höher die Distel am Ackerrand!

Es war ein Land, — wo bleibst Du, Zeit?
Da wogte der Roggen wie See so weit,
Da klang aus den Erlen der Sprosser Singen
Wenn Herde und Fohlen zur Tränke gingen,
Hof auf, Hof ab, wie ein Herz so sacht,
Klang das Klopfen der Sensen in heller Nacht,
Und Heukahn an Heukahn lag still auf dem Strom
Und geborgen schlief Stadt und Ordensdom, —
In der hellen Nacht, — der Johannismacht!

Es war ein Land, — im Abendbrand
Garbe an Garbe im Felde stand.
Hügel auf, Hügel ab, bis zum Hünengrab
Standen die Hocken, brotduftend und hoch,
Und drüber der Storch seine Kreise zog.
So blau war die See, so weiß der Strand
Und mohnrot der Mond am Waldesrand
In der warmen Nacht, — der Erntenacht!

Es war ein Land, — der Nebel zog
Wie Spinnweb, das um den Wacholder flog,
Die Birken leuchteten weiß und golden,
Und korallen die schweren Quitschendolden,
Die Eicheln knirschten bei Deinem Gehn
In den harten Furchen der Alleen.
Ein Stern nur blinkte, fern und allein,
Und du hörtest im Forst die Hirsche schrein
In der kalten Nacht, — der Septembernacht!

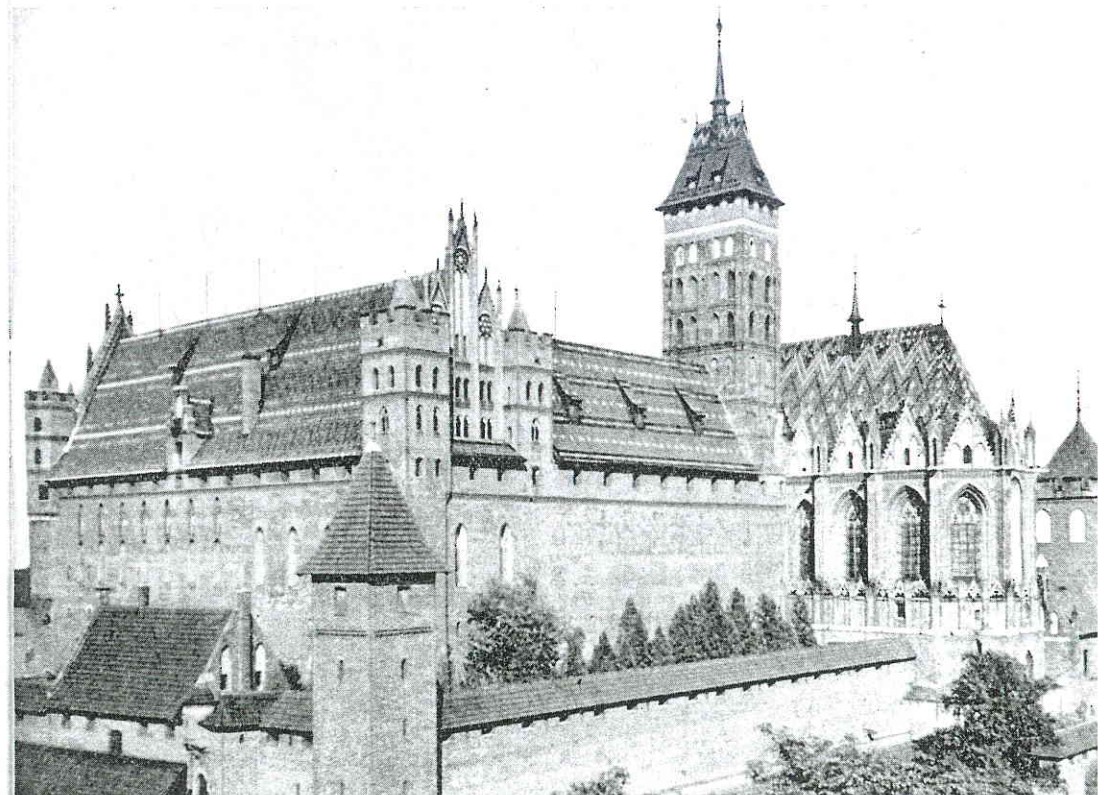
Es war ein Land, — der Ostwind pfiff,
Da lag es still wie im Eis das Schiff,
Wie Daunen deckte der Schnee die Saat
Und deckte des Elchs verschwiegenen Pfad.
Grau fror die See an vereister Buhne
Und im Haff kam Fischer und Fisch zur Wuhne.
Unter warmem Dach aus Stroh und Ried
Klappte der Webstuhl zu altem Lied:

„Wi Beid', wi sönn noch jong on stark,
Nährn ons môt eigne Hände, —“

Es war ein Land, — wir liebten dies Land, —
Aber Grauen sank drüber wie Dünensand.
Verweht wie im Bruch des Elches Spur
Ist die Fährte von Mensch und Kreatur, —

Sie erstarrten im Schnee, sie verglühnten im Brand,
Sie verdarben elend in Feindesland,
Sie liegen tief auf der Ostsee Grund,
Flut wäscht ihr Gebein in Bucht und Sund,
Sie schlafen in Jütlands sandigem Schoß, —
Und wir Letzten treiben heimatlos,
Tang nach dem Sturm, Herbstlaub im Wind, —
Vater, Du weißt, wie einsam wir sind!
Nie zu klagen war unsre Art,
Du gabst und Du nahmst, — doch Dein Joch drückt hart!
Vergib, wenn das Herz, das sich Dir ergibt,
Nicht vergißt, was zu sehr es geliebt,
Was Gleichnis uns war — und noch bleibt im Leid, —
Von Deines Reiches Herrlichkeit!

O kalt weht der Wind über leeres Land,
O leichter weht Asche als Staub und Sand,
Und die Nessel wächst hoch an zerborstner Wand,
Aber höher die Distel am Ackerrand!



Hinweise zur Vorbereitung einer Feierstunde

Die vorliegenden Textproben sollen eine Handreichung für Veranstaltungen der Landsmannschaft zum 80. Geburtstag Agnes Miegels sein. Die einzelnen örtlichen Gruppen können daraus nach freier Wahl Bausteine für ihr Programm entnehmen. Im folgenden soll noch ein genauer Programmvorschlag gemacht werden, der auch entsprechend abgewandelt werden kann.

Ganz allgemein muß dazu noch gesagt werden:

Die Vertonungen von Agnes Miegels Versen sind im allgemeinen recht schwer zu singen. Wenn man nicht wirklich gut ausgebildete Kräfte dafür gewinnen kann, soll man es lieber lassen und mit dem Chor nur „Es stand am Rain ein Hirtenkind“ und allgemein bekannte ostpreußische Lieder nehmen.

Es ließe sich auch zu Anfang evtl. von einem örtlichen Kammermusikkreis Bach, Händel, Mozart oder Schubert spielen — dies sollte aber nur eine musikalische Umrahmung sein und darf nicht zuviel Zeit in Anspruch nehmen.

Man vermeide in jedem Falle längere Reden über Agnes Miegel und lasse vor allem ihre Dichtung zu Gehör kommen.

Sehr wirkungsvoll läßt sich ein Teil der Philips-Schallplatte (N 00 989 R) „Heimatländ Ostpreußen“ dafür verwenden. Vielleicht ist die Platte im Besitz eines Mitgliedes der Landsmannschaft oder könnte von der örtlichen Gruppe angekauft werden. Die Lautsprecheranlage mit Plattenspieler ist sicher überall möglich, aber sorgfältig vorzubereiten. Gedacht ist dabei an den allerersten Teil der Aufnahme:

1. Geläut der Silberglocke des Königsberger Domes,
2. Agnes Miegel liest selber „Es war ein Land . . .“

Dies wäre ein guter Abschluß des ganzen Abends. Ist es jedoch nicht möglich, die Schallplatte zu verwenden, so müßte ein Sprecher zum Schluß die Verse „Es war ein Land . . .“ vortragen.

Nun zum eigentlichen Programmvorschlag:

Neben dem Chor werden zwei oder drei Sprecher gebraucht, der eine hat die verbindenden oder erklärenden Worte zu sagen. Hier kann jede schlichte warme Stimme dazu herangezogen werden.

Die ostpreußische Prosa kann von einem zweiten Sprecher mit ein wenig heimatlicher Färbung gelesen werden — vielleicht von einer älteren Ostpreußein. Der Vortrag der Gedichte von einem dritten Sprecher aber braucht schon ein wenig Schulung. Sind keine geschulten Kräfte da, so hüte man sich sehr vor falschem Pathos! Je schlichter alle Verse gesprochen werden, um so wirkungsvoller ist es.

Programmvorschlag

- a) Lied „Annke von Tharau“.
- b) 1. Sprecher(in) liest das „Geleitwort“ auf Seite 3 des Heftes (unter Wegfall des vorletzten Abschnittes: „Es ist der Sinn . . .“) und fährt dann fort:
Vor achtzig Jahren wurde Agnes Miegel in Königsberg auf dem Kneiphof in dem Haus Ecke Brot- und Fleischbänkenstraße als Tochter des Kaufmanns Gustav Adolf Miegel und seiner Ehefrau Helene, geb. Hofer, geboren. Wir hören jetzt eine kleine Geschichte, in der die Dichterin die Geschehnisse am Tag ihrer Geburt schildert, wie sie ihr vom Vater und ihren beiden Tanten berichtet wurden, danach eine Erzählung aus ihrer Kinderzeit.
- c) 2. Sprecher(in) liest a) „Morgendämmerung“, b) „Das Lied des Nöck“
- d) Lied: „Es stand am Rain ein Hirtenkind . . .“
- e) 3. Sprecher(in): Gedicht „Alte Heimat“.
- f) 1. Sprecher(in) fährt fort:
Selten hat ein Dichter das Wesen eines Landes so rein und stark zum Klingen gebracht wie Agnes Miegel unsere ostpreußische Heimat. Alles, was wir je geliebt haben zwischen Weichsel, Haff und Memel ist in ihren Versen heraufbeschworen.
Aus den Balladen, die ihren Ruhm so früh begründeten, soll hier eine der schönsten gesprochen werden. Es ist „Die Fähre“, in der lange vor dem wirklichen Geschehen — magisch vorausgeahnt — das Bild der Vertreibung aufsteht.
- g) 3. Sprecher trägt vor: „Die Fähre“.
- h) 1. Sprecher sagt weiter:
Auch unser aller Schicksal, Abschied von der Heimat, Verbannung und der nie stille werdende Schmerz unseres Heimwehs ist in ihre Dichtung eingegangen.
- i) 3. Sprecher liest: „Abschied von Königsberg“.
Dann Einschaltung der Schallplatte mit dem Glockenläuten des Königsberger Domes und Agnes Miegels Lesung: „Es war ein Land . . .“
Oder: 3. Sprecher liest: „Es war ein Land . . .“
- j) 1. Sprecher oder ein ostpreußisches Mädchen oder der Vorsitzende der Gruppe oder der Jugendgruppenführer spricht folgenden Glückwunsch:
Liebe verehrte Frau Agnes Miegel!
Mit unseren Liedern und unseren Worten haben wir versucht, Ihren 80. Geburtstag als einen wirklichen Feiertag für alle Ostpreußen ein wenig festlich zu begehen — mit uns in diesen Tagen Tausende von Landsleuten in allen Gauen unseres Landes!
Auch wenn Sie unsere Stimme nicht hören können, so wollen wir Ihnen doch unseren Glückwunsch sagen in dem Glauben, daß nichts, was auf dieser Welt mit aller Kraft des Herzens gewünscht wird, verloren gehen kann. So wird auch unser Wünschen einmünden in den großen Strom der Liebe und Verehrung, der heute zu Ihnen gelangen wird:
Gott erhalte Sie uns noch viele Jahre in Gesundheit und guter Schaffenskraft wie bisher und gebe Ihnen gute und frohe Stunden. Solange Sie bei uns weilen, können wir unsere Heimat niemals verlieren.
- k) Gemeinsames Lied: „Land der dunklen Wälder . . .“

Hinweise auf Liedvorträge

Außer dem ostpreußischen Heimatlied „Land der dunklen Wälder“ sind vor allem unsere Volkslieder „Annke von Tharau . . .“, „Zogen einst fünf wilde Schwäne“ und weitere am besten geeignet. Dieses Liedgut ist in den beiden inzwischen sehr bekannt gewordenen Liederbüchern

„Der Brummtopf“ — Lieder aus Ostpreußen.

Herausgeber: Wilhelm Scholz, Voggenreiter-Verlag, Bad Godesberg.

„Mein Lied — Mein Land“ — Lieder der Ost- und Westpreußen.

Herausgeber: Herbert Wilhelmi.

(Zu beziehen über den Herausgeber Wuppertal/E., Wotanstraße 13.)

enthalten.

Über Herausgaben unserer Volkslieder in Chorsätzen sowie für Solostimme mit Begleitung erteilt die Abteilung „Kultur“ der Landsmannschaft Ostpreußen, Hamburg 13, Parkallee 86, gerne Auskunft.

Im Liederbuch „Der Brummtopf“ ist auch die Vertonung von Gerhard Schwarz zu Agnes Miegels Ballade „Es stand am Rain ein Hirtenkind“ enthalten (S. 30). Ein dreistimmiger Satz des Komponisten zu seiner Weise befindet sich in „Neues Chorbuch“, Bärenreiter-Verlag, Kassel und Basel, Bärenreiter-Ausgabe 1700. Ferner enthält „Der Brummtopf“ die Weise von Wilhelm Scholz zu den Worten von Agnes Miegel „Das ist des deutschen Siedlers Art“.

Der ostpreußische Komponist Otto Besch hat kürzlich fünf Lieder herausgegeben.

Otto Besch / Fünf Lieder für eine Mezzo-Sopran-Stimme und Klavier nach Gedichten von Agnes Miegel.

Musikverlag Kistner & Siegel & Co., Lippstadt in Westfalen, Luisenstraße 3.

Das Notenmaterial „Drei Liederkreise Agnes Miegel“ — Komposition von Georg Vollerthun, vor Jahren im Musikverlag Zimmermann, Leipzig, erschienen, ist gegebenenfalls nur antiquarisch zu erhalten.

Wie bereits erwähnt, können nur geübte Solostimmen bei Begleitung guter Pianisten den Anforderungen der zuletzt angeführten Kompositionen gerecht werden.

Paul Mühlen, Düsseldorf, schuf Weisen und Sätze für dreistimmigen Chor (zwei Frauen- und eine Männerstimme) zu folgenden Dichtungen der großen Ostpreußen:

„Es stand am Rain ein Hirtenkind“

„Ich hörte heute morgen am Klippenhang die Stare schon“

Anfragen nach diesen Liedsätzen sind zu richten an die

Landsmannschaft Ostpreußen

Landesgeschäftsleitung Nordrhein-Westfalen

Düsseldorf 10, Am Schein 14.

Ewald Schäfer, Eutin, Markt 9, hat Weisen und Sätze für drei gleiche Stimmen zu folgenden Dichtungen von Agnes Miegel geschaffen:

„Kinderlied“ (Die Kinder gehn im Reigen)

„Es stand am Rain ein Hirtenkind“

„Immer Krieg und Blut und Brand . . .“

und für gemischten Chor „Immer Krieg . . .“ (hierzu ad lib. eine Instrumentalbegleitung).

Von Hansgeorg Zollenkopf, Hamburg, stammt eine schlichte Weise für eine Frauenstimme mit Begleitung zu Agnes Miegels Worten:

„Gib am Ende meiner Wanderschaften . . .“

Anfragen erbeten an die

Landsmannschaft Ostpreußen, Bundesgeschäftsleitung
Abteilung Kultur, Hamburg 13, Parkallee 86.

BILDNACHWEIS

Das Umschlagbild zeigt die Dominsel in Königsberg mit der Alten Universität, an der Kant lehrte. (Foto-Archiv der Landsmannschaft Ostpreußen)

Seite 7: Königsberg, Blick auf Dom und südliches Kneiphof-Ufer (am Blauen Turm)
(Foto-Archiv Landsmannschaft Ostpreußen)

Seite 12: Treuburg (Masuren), Durchblick auf den Lasseck-See. (Foto Grunwald)

Seite 18: Königsberg, Blick auf den Fischmarkt, links Alte Universität, im Hintergrund der Schloßurm. (Foto Grunwald)

Seite 27: Nidden, Kurenkahn im Gegenlicht. (Foto Grunwald)

Seite 33: Die Marienburg.

INHALTSÜBERSICHT

Geleitwort	3
Agnes Miegel, Lebensbericht	4

AUSGEWÄHLTE PROSA

Morgendämmerung. Gesammelte Werke, Bd. III, bei Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf/Köln, S. 10—16	8
Der Wiesengrund. Ges. Werke, Bd. III, S. 40—42	11
Das Lied des Nöck. Ges. Werke, Bd. III, S. 77—80	14
Gespräch mit den Ahnen. Ges. Werke, Bd. III, von S. 222 (Mitte)	16
Im Morgenrot. Ges. Werke, Bd. III, von S. 330 (unten)	19

AUSGEWÄHLTE GEDICHTE

Wunderbar verwebt, der uns erschuf Ges. Werke, Bd. II, S. 383	6
In dem Geschwätz und Gewühl . . . Ges. Werke, Bd. I, S. 7	20
Mainacht. Ges. Werke, Bd. I, S. 9	21
Kinderlied. Ges. Werke, Bd. I, S. 45	21
Alte Heimat. Ges. Werke, Bd. I, S. 101	22
Die Fähre. Ges. Werke, Bd. I, S. 122	24
Über der Weichsel drüben . . . Ges. Werke, Bd. I, S. 154	29
Abschied von Königsberg. Ges. Werke, Bd. I, S. 172	31
Es war ein Land . . . Ges. Werke, Bd. I, S. 185	32
Hinweise zur Vorbereitung einer Feierstunde	34
Programmvorschlag	35
Hinweise auf Liedvorträge	36
Bildnachweis	37
Nachweis der lieferbaren Bücher von Agnes Miegel	39

Lieferbare Bücher von Agnes Miegel, die sämtlich im Verlag Eugen Diederichs erschienen sind

Gesammelte Werke in Einzelausgaben:

Gesammelte Gedichte (Band I) 200 Seiten	Leinen	11,80 DM
Gesammelte Balladen (Band II) 212 Seiten	Leinen	11,80 DM
Stimme des Schicksals (Band III) Historische Erzählungen 396 Seiten	Leinen	14,80 DM
Seltene Geschichten (Band IV) 384 Seiten	Leinen	14,50 DM
Aus der Heimat (Band V) Erzählungen, 336 Seiten	Leinen	13,80 DM
Märchen und Spiele (Band VI) Mit einem ausführlichen Nach- wort von Paul Fechter. 240 Seiten	Leinen	11,80 DM

Außerhalb der Gesammelten Werke erschienen in den letzten Jahren folgende neuen Bücher:

Heimkehr. Erzählungen. 144 Seiten	Leinen	9,80 DM
Mein Weihnachtsbuch. Geschichten u. Erinnerungen. 148 S., Leinen		7,50 DM
Truso. Geschichten aus der alten Heimat. 248 Seiten	Leinen	12,80 DM

Aus dem Gesamtwerk liegen als Einzelbände vor:

Die Fahrt der sieben Ordensbrüder. Erzählung. 80 S., gebunden		3,80 DM
Unter hellem Himmel. Erinnerungen. 64 Seiten	gebunden	3,50 DM
Ausgewählte Gedichte. Mit biographischem Nachwort von Herbert Günther. 64 Seiten	gebunden	3,80 DM

Mit freundlicher Genehmigung der DEUTSCHEN PHILIPS GMBH wurde dieser „Lebensbericht“ der Dichterin der Langspielplatte „Heimatland Ostpreußen“ (Nr. N 00 989 R) als Nachdruck entnommen.

Die PHILIPS-Schallplatte Nr. N 00 901 R bringt die letzte öffentliche Lesung von Agnes Miegel.